

**Zeitschrift:** Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen  
**Band:** - (1975)

**Artikel:** St. Galler Party - St. Galler Jugend : die jungen und die zugezogenen St. Galler  
**Autor:** Hungerbühler, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-948599>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## St.Galler Party – St.Galler Jugend

### *Die jungen und die zugezogenen St.Galler*

Was haben die jungen mit den zugezogenen St.Gallern zu tun? Weshalb werden sie hier in einem Atemzug genannt? Beide Gruppen, das ist sicher, haben und geben Probleme, die sich nicht nur innerhalb unserer Stadtgemeinschaft zeigen und unsere Wirtschaft beeinflussen, sondern sie schlagen sich auch im Zahlenmaterial des Statistischen Jahrbuches der Stadt St.Gallen nieder: Unsere jungen St.Galler verlassen, so sei es geklagt, nur zu gerne unsere Stadt, und Zuzüger, meist älteren Semesters, sind eher spärlich. 1972 sind 3630 Schweizer nach St.Gallen gezogen, und 4065 haben unsere Stadt verlassen.

Wir haben offenbar einfach zu gute Schulen und darin zu fleissige Schüler, so dass unsere Zöglinge überall sehr gefragt und als tüchtige Leute willkommen sind. Damit will ich beileibe nicht unsere Schulen kritisieren, aber wir müssen dafür sorgen, dass in St.Gallen interessante Arbeitsplätze angeboten, die Schönheiten unserer Stadt und der Region gepflegt, aber auch bewusst gemacht werden; an kulturellem Angebot fehlt es sicher nicht.

Die zurückkehrenden St.Galler sind oft die besseren und begeisterteren Mitbürger, hat sich doch für sie in den Jahren ihrer Abwesenheit die Heimat- oder Geburtsstadt verklärt. Diesen Heimkehrern sollten wir helfen, die abgerissenen Kontakte wiederaufzunehmen und neue Beziehungen zu schaffen. Die aus beruflichen Gründen neu nach St.Gallen Zuziehenden brauchen diesen Kontakt ebenso, um sich bei uns wohl zu fühlen. Die traditionellen schweizerischen Vorurteile gegenüber der Ostschweiz bauen sich aufgrund unserer Vorzüge von selbst ab – ich meine damit die landschaftlichen und kulturellen mehr als die zwischenmenschlichen.

Aber gerade die menschlichen Beziehungen sind oft gewichtiger als die rein materiellen, wenn es um das Wohlbefinden an einem neuen Wohnort geht. In dieser Hinsicht sind wir Ostschweizer leider etwas untertalentiert. Wir sind nicht so spontan, gesellig und kontaktfreudig wie unsere welschen und Tessiner Miteidgenossen; wir sind etwas schwerblütiger, bescheidener; unsere rauhere Schale hingegen birgt nicht weniger einen Kern echter Menschlichkeit! Die Krise der dreissiger Jahre hat uns auch ein gewisses Mass an Optimismus geraubt, was aber schon längst überwunden sein sollte.

«St.Gallen 9000» hat die vorhandene Lücke erkannt und ist mit viel Schwung darangegangen, unseren Bewusstwerdungsprozess zu fördern, also bewusst zu machen, dass wir in einer prächtigen Gegend wohnen, nahe dem See und nahe bei den Bergen. Die Nachteile eines wuchernden Wirtschaftswachstums in den Zentren unseres Landes entpuppen sich für uns heute als Vorteil, unser «grüner Ring» kann von beinahe jedem Bewohner in einigen Minuten zu Fuss erreicht werden: Lebensqualität darf bei uns noch gross geschrieben werden.

Wir sind gerade noch gross genug, um vorzügliche Schulen, wie ich es bereits erwähnte, anbieten zu können; beim kulturellen Angebot gehen wir sogar – wenn wir nur an die Stadt denken würden – über das finanziell Verantwortbare hinaus. Dabei müssen wir daran denken, dass St.Gallen nicht einfach Kantonshauptstadt ist, sondern die Metropole einer ganzen Region, die nicht nur die Nordostschweiz umfasst, sondern weit in den Bodenseeraum, das Fürstentum Liechtenstein und ins Vorarlberg hineinreicht. Diese einzigartige Stellung hat uns zu überdurchschnittlichen Leistungen angespornt, die sogar in der eidgenössischen Landesplanung klar und deutlich unterstrichen und bestätigt wurden. Wir dürfen uns auch nicht von der stagnierenden Stadtbevölkerung allzusehr beeindruckt lassen; im engen Einzugsgebiet unserer Stadt haben sich dafür bevölkerungsreiche Wohngebiete entwickelt, die sich schliesslich ganz nach unserer Stadt orientieren.

Der neue Zonenplan, der Generalverkehrsplan, die Bemühungen um eine lebendige Altstadt kommen bei uns nicht zu spät, wir liegen im Gegenteil goldrichtig mit dem Umweltbewusstsein und den noch nicht verbauten Möglichkeiten der Verwirklichung dieser so wichtigen Anliegen. Wenn auch nicht von heute auf morgen, so wird sich diese Entwicklung sicher in steigendem Masse als Magnet für Neuzuziehende auswirken.

Schon lange bevor mir diese Vorzüge so richtig bewusst wurden, machte ich mir immer wieder Gedanken, wie sich auch die zwischenmenschlichen Beziehungen für Neuzugezogene verbessern liessen. Eine solche Erkenntnis soll, mindestens für die «Erleuchteten», Ansporn zur Problemlösung sein. Die vor zehn Jahren gegründete St.Galler Party will als kleiner Mosaikstein zu dieser Bewältigung verstanden werden. Den Anstoss dazu gab ein Professor unserer Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Er war ein Deutscher, den ich jeweils in der Sauna traf, in der er mir nackt und ehrlich erklärte, es gefalle ihm sehr gut in unserer Stadt, er sei nur leider in den drei Jahren seines Hierseins noch nie in eine St.Galler Familie eingeladen worden.

Man mag sagen: «Der ist doch selber schuld, wenn er nicht eingeladen wird, dies ist sicherlich auf seinen Charakter zurückzuführen...» Wenn nun alle selber schuld wären, die den Rank nicht finden, so könnten noch viele Institutionen abgeschafft werden: Eheberatungsstellen, Sozialarbeiter, ein schöner Teil der Spitäler, die Stiftung für das Alter und die AHV gerade auch noch. Ist es nicht so, dass streitende Ehepaare oft selber schuld sind, dass jemand, der ungesund lebt, nur noch Auto fährt, zuviel raucht, isst und trinkt, sich selber krank macht und dass «Wer nicht spart in der Zeit, nichts haben soll in der Not»? Beispiele dieser Art liessen sich noch unzählige anführen, hätten wir nicht die menschliche Pflicht und Aufgabe, dem Nächsten in seiner Not zu helfen. Schliesslich ist jeder von uns irgendwo und irgendwann einmal auf die Hilfe des Nächsten oder der Gemeinschaft angewiesen. «Wer gibt, dem wird gegeben», etwas christlicher ausgedrückt.





Das St.Galler Jugendhaus an der Katharinengasse wird seit seiner Gründung vor 8 Jahren rege besucht.

Die St.Galler Party hat deswegen von Anfang an eine weite Resonanz gefunden, die für mich eine grosse Überraschung war, die aber auch zeigte, dass dieses Problem nicht ein spezifisch st.gallisches ist, sondern ein urmenschliches. Zugegeben, diese Lösung ist bloss ein Tropfen auf einem heissen Stein, wenn auch in den vergangenen zehn Jahren weit über tausend Neuzuzüger an fünfhundert St.Galler Parties in unserer Stadt willkommen geheissen werden konnten. Viele waren auch nicht ganz zufrieden, weil sie glaubten, mit einem einzigen Besuch sei der Kontakt schon hergestellt.

Wir verfügen natürlich nicht über eine Patentlösung, und wenige sind sich bewusst, dass auch ein eigenes Engagement notwendig ist, um das Ziel zu erreichen. Jede Problemlösung verlangt nach gegenseitiger Motivation, wie es die modernen Soziologen so schön wissenschaftlich zu umschreiben verstehen. Man kann natürlich auch sagen, es brauche Überzeugung und guten Willen, um von einer solchen Institution zu profitieren. Man kann sich auch fragen, wie viele von den Hunderten von Besuchern für unsere Stadt gewonnen werden müssen, um die St.Galler Party zu rechtfertigen. Mit dieser Beweisnot befinden wir uns in bester Gesellschaft aller sozial Engagierten, denn letztlich liefe es darauf hinaus, den Wert einer einzelnen menschlichen Seele beurteilen zu wollen.

Viele, die gesellschaftlich keine Schwierigkeiten haben, dispensieren sich vom Mitmachen, vergessen aber, wie ich bereits erwähnte, dass sie auf einem anderen Gebiet die Hilfe des Nächsten nötig haben. Diese Mitbürger sind sicher der Meinung, dass nicht nur Kranke Kranke betreuen sollen, dass sich nicht nur Alte für die Alten engagieren und nicht nur Drogensüchtige den Drogenabhängigen helfen können!

Diese Gastfreundschaft kann und soll sich natürlich nicht nur auf die St.Galler Party konzentrieren, diese Hinwendung zum Nächsten könnte für uns Perfektionisten ganz gewaltig erleichtert werden. Laden Sie doch spontan jemanden ein – es muss ja nicht immer mit Silberbesteck und

Erbservice sein, nicht immer muss ein reichhaltiges, die Hausfrau aufreibendes Menü aufgeföhren werden. Eine Wurst, etwas aus dem Köhlschrank oder «nur» ein Tee oder Kaffee sind ebenso geeignet, den Nöhsten zu erfreuen, und damit kann es sich die Hausfrau und Gastgeberin erlauben, sich unbeschwert der Gastfreundschaft zu widmen. Man entmutigt dabei auch den Gast nicht vollstöhndig, der sich schon ausrechnen muss, welche Anstrengungen ihm bevorstehen, wöhnscht er mit einer Gegeneinladung der Gastfreundschaft gerecht zu werden.

Ich habe wegen dieses Artikels zwei Böhcher über Gastfreundschaft gekauft, und es wurde mir bei der Lektüre himmelangst, ich müssste alle Regeln der kniggewöhrdigen Einladungsliturgie befolgen! – Nehmen wir doch das Gesellschaftsleben nicht zu ernst, damit auch noch etwas Platz für Fröhlichkeit und Gemütlichkeit bleibt!

Der zweite Teil meines Themas, die St.Galler Jugend, liegt mir sogar noch etwas nöhher, besonders wenn ich es an meinem Engagement und Aufwand messe. Als Initiant und Präsident des St.Galler Jugendhauses erwartet man offenbar von mir recht Fundiertes über unsere Jugend. Aber Direktor Gottlieb Bärlocher hat in der letztjöhhrigen «Gal-lus-Stadt» so viel und in so guter Form über die Jugendprobleme und die Problemjugend geschrieben, dass ich kaum die Möhglichkeit sehe, dieses Thema in ähnlicher Form auch noch abzuhandeln.

Vor kurzem sind die Ergebnisse der Expertenkommission für Jugendfragen veröhffentlicht worden, in welcher ich die Ehre hatten, mitwirken zu dürfen. Die jetzigen Sozialarbeiter des Jugendhauses haben auch umfassende Erhebungen über die Problemjugend unserer Stadt und über die Besucher des Jugendhauses gemacht, die auf 270 Seiten zusammengefasst worden sind. Unser ehemaliger Sozialarbeiter Werner Föh ist daran, ein Buch über die Geschichte des Jugendhauses zu schreiben. Informationen in Hülle und Fülle also, die an Sie herangetragen worden sind und mit der Beratung über eine Neukonzeption der Jugendarbeit in St.Gallen noch an Sie herangetragen werden.



Mit der St.Galler Party hingegen hat die Geschichte des Jugendhauses insofern etwas zu tun, als mit idealistischen Helfern schon vor vielen Jahren Bedürfnisse erkannt und Lösungen an die Hand genommen wurden.

Auch hier stellte sich ein Problem, das einer Bewältigung harrte. Die Kantonsschüler verfügten seit Jahren über ein Jugendhaus, der prächtige Riegelbau am Burggraben. Die übrige Jugend unserer Stadt, die Real-, Berufsschüler und Jugendlichen von auswärts, mussten sich in St.Gallen in Wirtshäusern aufhalten, die eigentlich für den Besuch Jugendlicher verboten sind. Es war für die Initianten ein echter Glücksfall, als wir das heimelige Riegelhäuschen an der Katharinengasse mieten konnten, mitten in der Stadt, nahe der Gewerbeschule, die über keine Mensa verfügt. Als überkonfessioneller, schulunabhängiger Treffpunkt, für die Freistunden und für Hunderte von Schülern, welche die Mittagszeit in der Stadt verbringen müssen, ein idealer Standort! Das «Africana», die umliegenden Wirtshäuser, der sogenannte «Kreis» entstanden lange nach der Wahl unseres Standortes.

Der heutige Bundesrat Dr. K. Furgler, Nationalrat Dr. P. Bürgi, Stadtrat Dr. U. Flückiger und viele weitere Gönner standen an der Wiege des Jugendhauses. Mit viel Elan wurden rund 180 000 Franken an privaten Spenden und freiwilliger Fronarbeit aus allen Kreisen in das Häuschen investiert. Für nur rund 200 000 Franken konnte die Stadt das instand gestellte Häuschen übernehmen – nicht nur ein gutes Geschäft, sondern auch noch eine Übernahme unserer Investitionen als Sicherheit und Vorleistung des Vereins Pro Jugendhaus, der von Stadtrat Dr. U. Flückiger in den schwierigsten Anfangsjahren präsiert wurde. Eine mutige Tat übrigens, die uns immer Verpflichtung war, sein Vertrauen zu rechtfertigen. – Während andere Städte und Kommunen heute noch um die Lösung des Jugendhausproblems ringen, sehen wir bereits auf eine achtjährige Geschichte zurück. Für viele Gemeinden gelten wir mit unserem Jugendhaus als Vorbild, indem wir zu allen Schwierigkeiten unverdrossen stehen.

Ich will dem Büchlein über die Geschichte des Jugendhauses nicht vorgreifen. Ich bin überzeugt, dass es keine wichtigere Aufgabe gibt als der Jugend auf dem Wege zum Erwachsenwerden zu helfen, denn die Jugend ist unsere Hoffnung, nicht nur für uns, sondern Hoffnung an und für sich. Wenn wir damit auch noch die Rolle des Sündenbocks einer ratlosen Erwachsenenwelt übernehmen müssen, so tun wir dies mit Stoizismus im Wissen um die seelentherapeutische Funktion des Sündenbocks und um damit anderen diese Rolle zu ersparen, seien es die Juden wie in den glücklicherweise vergangenen Jahren des «Tausendjährigen Reiches» oder die Fremdarbeiter in der heutigen Zeit. Den Rechten sind wir immer zu links, und den Linken werden wir immer zu rechts sein.

Mit unserem Vorstand von Vertretern der Kirchen, aller Parteien, der Behörden, der Schulen, des Schulrates, der Presse und anderer sozialer Organisationen, den zwei Sozialarbeitern und dem Hauschef hoffen wir, die Optimierung einer erfolgreichen Jugendarbeit gewährleisten zu können.

Immerhin haben wir im vergangenen Jahre 36000 Franken an privaten Mitteln zusammengebracht, die dem Steuerzahler erspart bleiben. Ein Sozialarbeiter kostet soviel wie ein straffällig Gewordener, und ein einziger durch Drogenkonsum der Gesellschaft Verlorener kostet ungefähr soviel wie der Unterhalt des Jugendhauses über zehn Jahre!

Nun nehme ich nicht an, dass Sie noch mehr über die Jugendhausgeschichte hören wollen, sondern über die Jugend unserer Stadt. Da muss ich Sie schwer enttäuschen, denn unsere Jugendlichen sind wie alle Jugendlichen der Welt, der Schweiz und in der geschichtlichen Vergangenheit geprägt durch Milieu, Erziehung, Lebensstandard, Information und alle Einflüsse einer modernen Zeit, etwas anders im Äusseren, aber gleich im Kern. Man sagt: «Alter schützt vor Torheit nicht», es steht aber nirgends geschrieben, die Jungen müssten immer dümmer sein als die Erwachsenen. Eines müssen wir festhalten: die Erwachsenen sollten erfahrener, vernünftiger, gebildeter sein als die Jun- 62

gen. Immer wieder werden an die Jugend Ansprüche gestellt, die von einer intoleranten, ungerechten Erwachsenenwelt diktiert werden.

Ich für mich versuche die Wirklichkeit so zu akzeptieren, wie sie ist: nackt und grausam und ungerecht, die einzige unterste Sprosse der Leiter vom Ist- zum Soll- und Idealzustand. Ich versuche auf Ausweichmanöver zu verzichten. Es gibt banale Tatsachen, die gegeben sind, etwa diese: wir leben; wir sind von Eltern gezeugt und von einer Mutter geboren worden; wir werden von unserem Milieu im weitesten Sinne mitgeprägt; die Zeitspanne im Leben eines Menschen – Kind, Jugendlicher, Erwachsener – ist in der Menschheitsgeschichte nur ein Sekundenbruchteil; in einer einzigen Generation passiert anthropologisch nichts Umwälzendes; es besteht kein Grund zur Annahme, dass wir besser sein werden als unsere Vorfahren; wir erben zum grossen Teil die Anlagen unserer Eltern.

Als Konsequenz ergibt sich: die sinnlosen Versuche Jugendlicher, mit destruktiver Kritik die Eltern ändern zu wollen, sind vergeudete Energien. Es ist viel ergiebiger, die Eltern kritisch zu betrachten. Dann ist es möglich, das Ergebnis ihres Lebens in den Aufbau unserer eigenen Existenz mit einzubeziehen. Allfälliges Fehlverhalten der Eltern erhält nur einen Sinn, wenn es verhindert, dass der Jugendliche den Prozess gemachter Erfahrungen wiederholt. So hat das Kind sogar die Möglichkeit, den Eltern zu helfen, ein bewussteres und erfüllteres Leben zu leben. Das gleiche gilt, auf höherer Ebene, für die Gesellschaft, dieses anonyme Gebilde, das sich so schrecklich gut als Sündenbock und Prügelknabe eignet, obwohl wir selber alle Mitglieder dieser Gesellschaft sind.

Die Jugendlichen, mehr aber noch die Eltern und die Erwachsenen, sollten sich bewusst werden, dass gerade die Pubertät im Menschen Gefühle der Schwäche, aber auch der Aggressivität weckt. Diese Gefühle, die den Ablösungsprozess aus dem Kindsein einleiten, sind natürlich. Gerade dieser schwierige Vorgang muss von den Erwachsenen bewusst und freudig bejaht werden. Lernt dies auch noch der

Jugendliche einzusehen, ist für diese Jahre der Prüfung viel gewonnen. Es kommt nicht von ungefähr, dass viele Völker diesem Vorgang der Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen hohe Bedeutung beimessen und ihn mit Riten und Prüfungen aller Art (Initiationsriten) zu erleichtern versuchen. Heute zeigt sich dieser Reifeprozess über eine stark verlängerte Periode hinweg, sie kann sich bei einer frühen Pubertät ab etwa zwölf Jahren bis über das zwanzigste Altersjahr hinziehen.

Dabei fehlen heute weitgehend die früheren Hilfen von gesellschaftlichen Institutionen – wie der Kirche – mit klaren verbindlichen Modellen. Damit steigen die Anforderungen an Eltern wie auch an Jugendliche in einem oft unerträglichen Masse, das nur von den Betroffenen selbst ermessen werden kann. Ist das Jugendhaus nicht auch ein Mitträger an diesem Reifeprozess, ein Kristallisationspunkt für die aus diesem Prozess entstehenden Konflikte? Ist es nicht zugleich stellvertretend das Angriffsziel für unbewältigte Entwicklungsfrustrationen?

Wer ist schon diesen Herausforderungen gewachsen? Gerade die Familie, in der die eigentlichen menschlichen Bande am engsten sind, zerbricht oft daran. Die Hilfsangebote der Gesellschaft aber, die künstlichen Ersatzfamilien statt Vater und Mutter, die Sozialarbeiter und Psychologen statt Geschwister, Jugendklubs und Treffpunkte, sind nur ein unzulänglicher Ersatz. Wo sollen Jugendliche Liebe und Verständnis (Toleranz) erfahren, wenn nicht zuerst bei ihren Eltern?

Der mörderische Egoismus, der die Familie zerstört, manifestiert sich nicht nur in beklemmender Weise zwischen Jugendlichen und Eltern, sondern ebenso sehr zwischen Eltern und Grosseltern, die oft nur zu gerne und zu schnell in die Altersheime abgeschoben werden. Die Jugendlichen verdrängen das Wissen um das Erwachsenwerden, die Erwachsenen vergessen, dass sie auch einmal jugendlich, ratlos und unerfahren waren, und sie negieren die Tatsache, dass sie in kurzen Jahren auch zu den Alten gehören werden.

Der Mensch hat sich qualitativ in den vergangenen ge-

schichtlich erfassbaren Jahrtausenden wenig verändert. Ich betone das Wort «Mensch» und meine nicht die technischen Ereignisse wie die Entwicklung der Zivilisation, wie die Erfindung der Atomnutzung usw. So müssen wir in erster Linie bestrebt sein, nicht die anderen, sondern uns selber ändern zu wollen. Die Spanne vom zarten Jugendalter zum Erwachsensein ist weltgeschichtlich ohnehin kein erfassbarer Zeitraum. Die Jahre einer Generation sind zu wenige, als dass sie in der Gesellschaft grundlegende Veränderungen erzwingen.

Ich habe in der Jugendarbeit schon einige Generationen in ihrer etwa siebenjährigen Entwicklungsperiode verfolgt. Ich habe dabei ernüchert festgestellt, dass selbst oder gerade bei revolutionärsten Jugendlichen totale Resignation und Anpassung die Regel sind. Ich sehe einen Hauptgrund darin, dass sie sich auf die Veränderung der anderen konzentrierten, dass sie aber dem eigenen Bewusstseinsprozess und Selbstverständnis, der eigenen Identität, auswichen.

Der Mensch ist unvollkommen und unberechenbar. Nur mit grösstem Optimismus können wir annehmen, auf dem Wege einer Evolution zur Menschwerdung, das heisst zur Weiterentwicklung, zu sein. Denn die wissenschaftliche Forschung lässt vermuten, dass der heutige homo sapiens in der Millionen Jahre dauernden Entwicklung höchstens die Neandertaler der Zukunft sind. Ist es aber ein Zweig der Entwicklung, der ausstirbt oder weiterführt? Dabei gibt es unbestrittenermassen und getreu den Naturgesetzen auch Menschen, die nicht oder nur bedingt lebensfähig sind, sei es aus erblichen Gründen körperlicher oder psychischer Art, sei es durch schwerste soziale Benachteiligung. Im Gegensatz zu Tieren und primitiven Völkerstämmen, die einer rücksichtslosen Selektion unterliegen, ist es Pflicht, Privileg und hohe Auszeichnung des bewusst lebenden Menschen, dass er sich der Benachteiligten annehme und im Engagement für den Nächsten das Erlebnis geschenkt erhalte, «menschlicher» zu werden. Nur wenn sich jeder für jeden verantwortlich fühlt, ist das Haupthindernis für eine Entwicklung überwunden.

Nur zu oft erscheint jedes Bemühen sinnlos, aber eben dieses Gefühl der Resignation ist zu überwinden: indem man diese Sinnlosigkeit überwindet, gibt man jeder eigenen Tat einen Sinn, ob sie nun die Umwelt erkennt oder nicht. So ist es müssig, bei jedem Tun darob zu feilschen, in welcher Währung materiell oder ideell so ein Engagement für St.Galler Party oder Jugendhaus sich auszahlt. Allein der Versuch, ein Problem unserer Gemeinschaft zu erkennen und zu lösen, ist für das Wohlbefinden jedes einzelnen von entscheidender Bedeutung. Wenn viele an den Problemen arbeiten, werden viele Probleme gelöst – eine Erkenntnis, die unsere Demokratie rechtfertigt oder nicht.

Wo fehlt es noch? Wir haben versucht, den Neuzuzüger das Einleben in unsere Stadt zu erleichtern, wir haben mit dem Jugendhaus einen kleinen Anfang gemacht, der Jugend in den schwierigsten Jahren eine Hilfe anzubieten. Was noch besonders fehlt, so scheint es mir, ist die Kommunikation zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, eine Brücke zwischen den Generationen, ein Relais der Generationen, um so das gegenseitige Verständnis zu fördern und dem Frieden in unserer Stadt zu dienen und die Wohnlichkeit zu verbessern.

Wer hat eine Idee, wer ergreift die Initiative?

*Max Hungerbühler*